



Forschungsbericht

Zwischen Traumjob, Jobpatchwork und Arbeitslosigkeit

Prekarisierungserfahrungen deutscher Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler in den Geisteswissenschaften.

VON MAGDALENA MARIA DOBRZYŃSKA

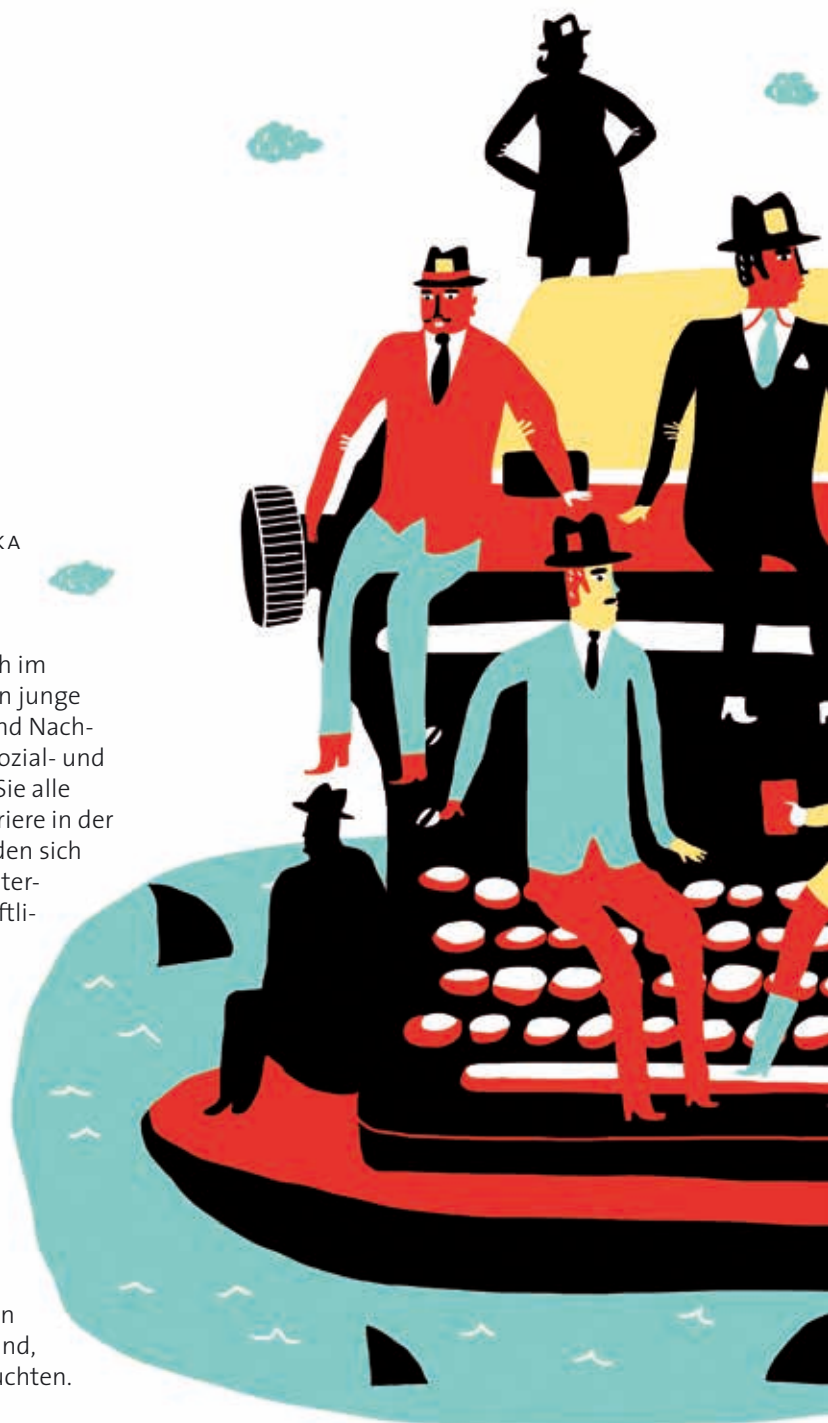
VOR VIER JAHREN interviewte ich im Rahmen meiner Magisterarbeit zehn junge Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler aus kultur-, sozial- und sprachwissenschaftlichen Fächern. Sie alle hatten den Schritt gewagt, eine Karriere in der Wissenschaft zu starten und befanden sich zum Zeitpunkt der Erhebung auf unterschiedlichen Stufen der wissenschaftlichen Karriereleiter. Einige von ihnen hatten gerade erst ihre Dissertation fertiggestellt und blickten auf die Zeit danach. Andere waren bereits in der Postdoc-Phase angekommen. Während manche an dem beruflichen Werdegang in Forschung und Lehre und dem Ziel, eines Tages eine Professur zu ergattern, festhielten, offenbarten einige der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner ihre Alternativpläne oder berichteten über den beruflichen Schwebezustand, den sie letzten Endes zu beenden suchten.

Prekäre Lebens- und Arbeitswelt

Lehrjahre sind keine Herrenjahre! So heißt es in schwierigen Zeiten, und vermutlich ist diese Denkweise ein bedeutsamer Motivator, wenn es darum geht, die oft mühsamen und riskanten Momente einer wissenschaftlichen Karriere zu ertragen. Es ist paradox, dass sich hochqualifizierte Menschen mit Dokortitel und jahrelanger Erfahrung im Hochschulbetrieb immer noch in der so genannten Qualifizierungsphase befinden und aus diesem Grund überzeugt sind – so scheint es – Unsicherheiten, Ausbeutung und Unterordnung in Kauf

nehmen zu müssen. Die Arbeitsbedingungen, mit denen sie nicht selten konfrontiert werden, ähneln strukturell gesehen dem atypischen Beschäftigungsverhältnis. Dem medialen Diskurs zufolge wird aber die prekäre Beschäftigung für gewöhnlich unqualifizierten Erwerbsfähigen ohne akademische Ausbildung zugeschrieben.

Die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler, mit denen ich gesprochen habe, schilderten mir eine prekäre Arbeits- und Lebenswelt, auch wenn einige nie selbst diese Bezeichnung wählen würden. Wenn sie nicht zu den Desillusionierten gehörten, hofften sie auf die besseren Zeiten nach





der Berufung, und bis dahin sahen sie sich privilegiert, weil sie für die Wissenschaft und ihre höheren Werte arbeiten durften. In der Vorstellung vieler war Wissenschaft ein Ort, in dem es um „die Sache“ ging – anders als beim Gegenpol, der Wirtschaft. Die geschilderten Erlebnisse aber zeigen, dass der wissenschaftliche Betrieb in einer Hochschule nicht diametral anders funktioniert als ein wirtschaftlicher Betrieb. Denn auch die Arbeit in der Wissenschaft kennt den Wert der Beziehungen. Wo Netzwerke sinnvolle und wichtige Ressourcen

bilden, sind Seilschaften problematische Verbindungen, die über das eigene Sein oder Nicht-Sein entscheiden. Dass gute Kontakte und einflussreiche Mentoren eine Rolle in der wissenschaftlichen Karriere spielen, ist ein offenes Geheimnis. Auch das Phänomen der gläsernen Decke war den Nachwuchswissenschaftlerinnen nicht fremd. Dass es nicht immer nur um „die Sache“ gehen kann, beweisen die Rahmenbedingungen, in denen heutzutage Lehre und Forschung an den Universitäten stattfinden. Im Zuge der Liberalisierung der Hochschulpolitik und damit auch der Art der Finanzierung, geht es auch um die Durchsetzungskraft von Vorhaben, sei es für den Lehrstuhl oder das eigene Forschungsprojekt. Diese müssen sich auch unter Gesichtspunkten wie Rentabilität, Nutzen oder bestimmte Interessen anderer messen lassen. Damit verbunden sind letztendlich auch die administrativen Aufgaben rund um Anträge oder Bewerbungen und vor allem die einem selbst überlassene Sorge um die eigene finanzielle Absicherung und Sozialversicherung.

Ein weiteres Beispiel für die wirtschaftliche Logik in der Wissenschaft ist die Leistungsorientierung und der damit einhergehende Wettbewerb: So hat zwar die Vorstellung, es ginge in der Wissenschaft stets um „die Sache“, eine qualitative Komponente. Doch das inoffizielle, aber dennoch wirkungsvolle Gesetz „publish or perish“ folgt einer quantitativen Logik, die nicht immer die höheren Werte der Wissenschaft und Erkenntnis im Auge behält. Stattdessen ist es ein Handlungsimperativ, viel zu produzieren, um am wissenschaftlichen Markt bestehen zu können.

Die Prekaritätserfahrungen und ihre Tragweite

Wann ist Arbeit prekär? Im Begriffsfeld der Prekarisierung wird zwischen jeweils drei strukturellen und subjektiven Dimensionen unterschieden (Seifert 2009, S. 37f.). Unter dem strukturellen Aspekt wird analysiert, ob eine Arbeit existenzsichernde, sozial-integrative und rechtlich-institutionelle Eigenschaften besitzt. Die subjektiven Dimensionen beziehen sich auf die Wahrnehmung und Bewertung der Beschäftigung. Damit gemeint ist insbesondere, ob das Individuum Sinn- und Statusverlust erlebt und in der Planung des eigenen Lebens beeinträchtigt ist. Dabei ist zu beachten, dass das Phänomen der Prekarisierung eine prozesshafte und relationale Kategorie ist. Hier spielt die Vorstellung einer Gesellschaft vom Normal-

arbeitsverhältnis eine Rolle (Dörre, Kraemer, Speidel 2004, S. 380f.). Außerdem stellt sich die Frage, wie und ob sich die Vorstellung eines Normalarbeitsverhältnisses wandelt, wenn flexible, befristete, durch Teilzeit oder Selbständigkeit gekennzeichnete Erwerbstätigkeiten im Zuge der Liberalisierung des Arbeitsmarktes zunehmen.

Die in meiner Magisterarbeit dargestellten Beschäftigungs- und Lebenslagen von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern berührten sowohl strukturelle als auch subjektive Prekaritätsdimensionen in verschiedener Konstellation und Intensität. Während die strukturellen Kriterien für Prekarität von den Befragten weitgehend bestätigt wurden, ließen sich die so genannten subjektiven Verarbeitungsformen nur begrenzt feststellen. Vor allem der der eigenen Beschäftigung zugeschriebene Sinn schien bei allen Interviewten eine nicht zu erschütternde Arbeitskomponente zu sein. Die wissenschaftliche Profession sei der „Traumjob“, „Wunschberuf“, „zum Beruf gemachtes Hobby“, eine „Leidenschaft“. Die Berufswahl sei intrinsisch und weniger durch finanzielle Bereicherung motiviert. Der angestrebte Profit sei persönlicher und intellektueller Natur und diene im utilitaristischen Sinne der Allgemeinheit. Alle Risiken, Nachteile und Einschränkungen seien bewusst hingenommen. Die prekären Beschäftigungsverhältnisse im wissenschaftlichen Bereich können somit als Tribut und Luxusproblem verstanden werden, da sie frei gewählt seien und, wenn gewollt, durch den Wechsel in die Wirtschaft oder ins Ausland beendet werden könnten. Dies bedeute jedoch eventuell auch das endgültige Ende der wissenschaftlichen Karriere, denn der Anschluss an die wissenschaftliche Community und Forschung könne dadurch verlorengehen.

Die strukturellen Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft gestalteten sich im Falle der Befragten zum Teil äußerst verzwickelt. Viele Probleme hingen vor allem mit

der Befristung der Arbeitsverträge zusammen. In der Regel waren es Halb-, Ein- oder maximal Zweijahresverträge – wobei Letztere schon als Glücksfall bezeichnet wurden. Temporäre Arbeitslosigkeit war demnach vorprogrammiert. Zwei meiner Interviewpartnerinnen und -partner berichteten über kuriose Situationen, welche sie während arbeitsloser Perioden bei der Arbeitsagentur erlebt hätten. Grundlegend für beide Geschichten war, dass die Sachbearbeiterinnen und Sachbearbeiter dort weder über die Spezifika und Karriereverläufe im wissenschaftlichen Bereich Kenntnis zu haben schienen, noch die Ressourcen und beruflichen Pläne der Arbeitssuchenden berücksichtigen konnten. In einem Fall war eine Wissenschaftlerin verpflichtet, zweimal wöchentlich für acht Stunden an Eingliederungsmaßnahmen teilzunehmen. Dabei richtete sich das Angebot nicht gezielt an



Akademiker, sondern pauschal an Arbeitslose mit und ohne Qualifizierung. Die Eingliederungsmaßnahme bestand aus einem vierstündigen Gruppenbewerbstraining sowie einer vierstündigen Recherche von Stelleninseraten im Computerraum der Arbeitsagentur. Die Verweigerung der Teilnahme würde die Kürzung der Leistung zur Folge haben. Wegen drohender Leistungskürzungen entschloss sich ein weiterer Wissenschaftler, Initiativbewerbungen an Stellen zu schicken, die es gar nicht gibt, nachdem die Sachbearbeiterin ihn gegen seinen Willen aufgefordert hatte, eine Arbeit in der Wirtschaft zu suchen. Über den tatsächlichen Zweck dieser Maßnahmen kann diskutiert werden. In diesen beiden Fällen zeigte sich aber, dass das System der Arbeitslosenhilfe keine geeignete Unterstützung parat hatte.

In einer arbeitslosen Phase war es für viele Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler besonders wichtig, in Kontakt mit der akademischen Community und dem eigenen wissenschaftlichen Arbeitsbereich zu bleiben. Eine Möglichkeit dazu waren Lehraufträge. Während manche den Mangel an Stellen kritisierten und sich gezwungen fühlten, die symbolisch vergüteten Lehraufträge anzunehmen, um den Anschluss nicht gänzlich zu verlieren, hofften andere, diese als eventuelles Sprungbrett zu nutzen. Gelegenheits-, Überbrückungs- oder Nebenjobs – die starke Befristung der Arbeitsverträge fördert das Jobpatchwork. Sie wirkt sich ferner auf die Höhe und den Anspruch auf Arbeitslosen-, Kranken- oder Pflegegeld sowie die zukünftige gesetzliche Rente aus. Wer nicht angestellt ist, muss sich in der Regel um die Beiträge in die Sozialversicherung eigenverantwortlich kümmern. Angesichts der oft beschränkten und diskontinuierlichen Einkünfte ist dies aber nicht immer möglich. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zum Beispiel im Rahmen eines Forschungsprojekts tätig waren und hierfür ein Stipendium erhielten, waren teilweise weder kranken- noch

sozialversichert. Solch unsichere und brüchige Beschäftigungsverhältnisse wirkten sich letzten Endes auch auf den privaten Lebensbereich, etwa auf die Familienplanung, aus und begünstigten die Abhängigkeit von Eltern oder Partnern.

Fazit

Der Stolz auf die eigene Profession, eine zum Teil idealisierte Vorstellung von der Wissenschaft sowie die starke Überzeugung von einer selbständigen Handlungsfähigkeit wirken sich entscheidend auf die Beurteilung der eigenen Lage aus. Die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler, mit denen ich gesprochen habe, waren sich der eigenen Ressourcen und ihres Könnens bewusst und zeichneten sich durch ein hohes Maß an Kreativität- und Selbstführungspotential aus. Sie nahmen die Widrigkeiten einer wissenschaftlichen Karriere in Kauf. Ansonsten hielten sie sich die Möglichkeit offen, außerhalb des wissenschaftlichen Bereichs neu anfangen zu können. Paradoxerweise scheint aber diese selbstgouvernementale Haltung dazu beizutragen, die prekären Verhältnisse im wissenschaftlichen Betrieb immer wieder aufs Neue zu reproduzieren, da sie die Herausbildung einer kollektiven Interessenvermittlung und eines Widerstandspotentials verhindert.

Literatur

M. M. Dobrzyńska, Prekarisierungserfahrungen von NachwuchswissenschaftlerInnen. Magisterarbeit im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie an der LMU München, eingereicht 2011.

Friedrich-Ebert-Stiftung. Wirtschafts- und sozialpolitisches Forschungs- und Beratungszentrum. Abteilung Arbeit und Sozialpolitik (Hrsg.), Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse, Bonn 2006.

K. Dörre, K. Kraemer, F. Speidel, Prekäre Arbeit. Ursachen, soziale Auswirkungen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse, in: Das Argument 256 (2004), 378–397.

Dies., Prekäre Beschäftigung und soziale (Des-)Integration – Ursprünge, Konsequenzen und politische Verarbeitungsformen unsicherer Erwerbsarbeit, in: Jahrbuch Arbeit, Bildung, Kultur, Band 23/24 (2005/06), 9–40.

M. Seifert, Arbeitswelten in biografischer Dimension. Zur Einführung, in: ders./I. Götz, B. Huber (Hrsg.), Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt a. M. 2009, 31–53.

DIE AUTORIN

Magdalena Maria Dobrzyńska
M. A. studierte Volkskunde/
Europäische Ethnologie, Reli-
gions- und Kommunikations-
wissenschaft an der LMU
München. Ihre Abschlussarbeit
„Prekarisierungserfahrungen
von Nachwuchswissenschaft-
lerInnen“ ist dem Bereich der
europäisch-ethnologischen
Arbeitskulturforschung zu veror-
ten. Zurzeit studiert sie Soziale
Arbeit (B. A.) an der Katholischen
Stiftungshochschule München.

